

Forschungsschwerpunkte – Prof. Dr. Anita Traninger

Mein Forschungsfokus liegt auf der Frühen Neuzeit, wobei mich die vermeintlichen Epochen­grenzen am unteren und oberen Ende ganz besonders interessieren. Dass die Renaissance nicht auf ein dunkles Mittelalter folgt, sondern als humanistisches Konkurrenzprojekt zur dominanten universitären Scholastik entworfen wird, und dass die Aufklärung an Formen der Gelehrsamkeit partizipiert, die im 16. und 17. Jahrhundert ausgeprägt wurden – das sind Thesen, die ich in meinen Publikationen ausgearbeitet habe. Mich interessieren also die Übergänglichkeiten, die langhin wirkenden Kontinuitäten und vor diesem Hintergrund die Novitätsbehauptungen und natürlich auch die tatsächlichen Wandelprozesse.

Die Rhetorik rückt bei einem solchen historischen Fokus ganz automatisch ins Zentrum der Aufmerksamkeit. In der Frühen Neuzeit ist sie im Verbund mit der Dialektik der Ort, an dem über das Argumentieren, das Dichten, das Vortragen, aber auch das Lehren, das Sammeln und das Repräsentieren nachgedacht wird. Zugleich bietet sie einen Beobachtungspunkt, der gerade auch jene Epochen in den Blick zu nehmen erlaubt, die die Rhetorik zu verabschieden suchten – ein Prozess, der im 18. Jahrhundert mit Nachdruck einsetzt. Rhetorik wird heute oft auf Tropen und Figuren, den sogenannten Redeschmuck, reduziert. Viel spannender und in der historischen Tiefendimension ergiebiger ist der Umstand, dass die Rhetorik ein Auseinandertreten von persönlicher Überzeugung und Redeaufgabe vorsieht. Heute wird damit eine gewisse Unaufrichtigkeit assoziiert, die in unserem auf Authentizität gepolten Zeitalter die Rhetorik in den Kontext von Täuschung und Verstellung rückt. Es ist aber, so habe ich in vielen Publikationen zu zeigen versucht, die Wurzel von zivilisatorischen Errungenschaften: Das Konzept der Unparteilichkeit leitet sich davon ab; Redefreiheit wurde so in der Frühen Neuzeit wenn nicht vollumfänglich ermöglicht, so doch denkbar; und die Literatur selbst, die zwischen Autor und Erzähler unterscheidet, hat dort eine konzeptionelle Wurzel.

In der Frühen Neuzeit ist mit dem Literaturbegriff nicht allein Schrifttum aller Art – und nicht allein Dichtung – bezeichnet; viel mehr als eine Gruppe von Texten meint „Literatur“ zu der Zeit eine bestimmte gelehrte Praxis. Weil Wissen und Gelehrsamkeit in der Frühen Neuzeit so strikt männlich codiert sind und auf mächtigen Ausschlussmechanismen aufruhren, die unsere Gesellschaft und spezifisch die Universität bis heute prägen, untersuche ich meine Gegenstände aus gendertheoretischer Perspektive – auch und gerade weil sich nur sehr wenige Autorinnen in meinen Bibliografien finden.

Die Idee der Literatur als Praxis, die nachmalige nationale Grenzen naturgemäß überschreitet und die vor allem in der Zeit wirkt, prägt auch die Arbeit des Exzellenzclusters „Temporal Communities: Doing Literature in a Global Perspective“, den ich mit ins Leben gerufen habe. Die Frage, wie Literatur über Räume und Zeiten hinweg und im Spannungsfeld mit anderen Künsten und Medien komplexe Netzwerke ausbildet, ist eine, die mich seit jeher beschäftigt und die sich mir im Kontext des Clusters in der interdisziplinären Zusammenarbeit mit Kolleginnen und Kollegen nochmals neu stellt.

Die Literatur im engeren, modernen Sinn beschäftigt mich naturgemäß entsprechend meiner fachlichen Heimat ebenso. Als Romanistin befasse ich mich mit Texten aus den großen Literaturen der Romania, stets im Verbund mit der transnational verbindenden – und für die Gelehrtenkultur verbindlichen – Latinität. Große Namen wie Erasmus von Rotterdam, Michel de Montaigne oder Miguel de Cervantes stehen dabei neben heute unbekanntem Figuren. Angewiesen werde ich aber von Fragen, die sich nicht an der Größe der Namen orientieren: die Figur der Nymphe, die Geschichte der Kopie, die Debattenkultur der Universitäten und der frühen Akademien, die Wurzeln der periodischen Presse, die Genese des Konzepts der Unparteilichkeit, die Frage als epistemische Gattung, die historischen Gedächtniskünste – zu diesen Fragen habe ich u. a. in den vergangenen Jahren publiziert. Fallweise arbeite ich auch zum 19., 20. und 21. Jahrhundert, vor allem dann, wenn es historische Tiefenbezüge gibt, wie z. B. wenn Gustave Flaubert sich mit den Versuchungen des hl. Antonius zwischen Text und Bild auseinandersetzt, Pedro Almodóvar in seinem Filmdebüt die Traditionen des spanischen *costumbrismo* aktiviert oder Jérôme Ferrari den hl. Augustinus über das Ende der Welt predigen lässt.

Hinzugekommen ist in jüngerer Zeit ein Interesse an der Genealogie des Digitalen. Unter diesem Vorzeichen habe ich begonnen, neu über die Mediengeschichte des Codex nachzudenken, insbesondere über das gedruckte Buch und die Instruktionen, die es durch Formate, typografische Verweissysteme, Indices und Register seiner Leserschaft wortlos gab. In Verbindung damit interessieren mich die Lektürepraktiken, die diese Ausstattung von Texten einforderten und die umgekehrt davon geprägt wurden. Die Digital Humanities legen dabei neue Betrachtungsweisen nahe und spielen Konzepte wie Messen, Visualisieren und Modellieren ein, die davor in meiner Arbeit keine Rolle gespielt haben.

Aktuell schreibe ich an einem Buch über globale Literaturgeschichte als Beziehungsgeschichte; und ich fange an, mich mit den „virtuellen Plattformen“ zu beschäftigen, die in der

Frühen Neuzeit Redefreiheit bis zu einem gewissen Grad ermöglichten. Der Leibniz-Preis wird es mir erlauben, dazu eine Arbeitsgruppe aufzubauen und ein Forschungszentrum zur Rhetorik zwischen alten und neuen Medien zu etablieren.